

Das Christentum wird in seinen Kirchen vergegenwärtigt!?

Vorschlag für eine minimalistische Orientierung im Kirchenbau

Thomas Erne

10 Jahre Kirchenführerausbildung in der EKvW

25. November 2011 Ev. Stadtkirche in Unna

Meine ursprüngliche Version des Themas hat zwei Satzzeichen und lautet:

Das Christentum wird in seinen Kirchen vergegenwärtigt!? *Vorschlag für eine minimalistische Orientierung im Kirchenbau.*

Und deshalb will ich meine Ausführungen heute Abend in zwei Teile gliedern: Erstens die These mit Ausrufzeichen: Das Christentum wird in seinen Kirchen vergegenwärtigt – was denn sonst! Und dann die These mit Fragezeichen: „Das Christentum wird in seinen Kirchen (selber) vergegenwärtigt - wirklich?“

I. Das Ausrufezeichen: Das Christentum wird in seinen Kirchen vergegenwärtigt

1. Zur Situation: Menschen kommen in Kirchen

Allerheiligen, der Tag nach dem Reformationsfest ist in Baden-Württemberg wie in NRW Feiertag. Das protestantische Prunkstück der ehemals freien, evangelischen Reichstadt ist das Ulmer Münster mit dem höchsten Kirchturm der Welt [Bild 3]. Die Fußgängerzone um das Münster, in der in der vergangenen Nacht der Bär tobte, ist wie ausgestorben. Kein Mensch zu sehen. Ich gehe ins Münster. Es ist 9 Uhr. Der Pförtner in Ticketloge - für den Turm bezahlt man Eintritt – hat gerade erst Platz genommen. Ich gehe ins Hauptschiff, trete ein in die Weite der Hallenkirche aus fünf Schiffen, bin überwältigt von diesem nach oben strebenden Raumeindruck [Bild 4] und stelle fest, dass ich, an diesem katholischen Feiertag, wo auch die treuen ev. Kirchgänger beruhigt ausschlafen können, im Münster nicht alleine bin. Die ganze Stadt wie ausgestorben, nur nicht die Kirche. Es gibt an diesem Morgen keinen Gottesdienst, kein Orgelkonzert, keine historische oder spirituelle Kirchenführung. Hier findet nur die Kirche selber statt, der Raum, das Bauwerk, seine Ausstattung. Und ein Gespräch. Denn während dich drei Kerzen anzünde für die drei Verstorbenen aus einer Familie, steht da eine Frau, die zum Präsenzteam des Münster gehört, räumt den Kerzenständer leer und spricht mich an: „Sie müssen Lehrer sein“ und dann beginnen wir reden. Über meine drei Kerzen, über den Beruf, über Leben und Sterben. Das wird mir bleiben von meinem Besuch im Münster bleiben, dieses Gespräch: **Talk comes first.**

Während die übrige Stadt schläft finden sich hundert Menschen aus aller Welt ein, um das Angebot wahrzunehmen. Über das ganze Jahr werden es am Ende einen halbe Million im Inneren (486 094) und 130 000 auf dem Turm gewesen sein. Menschen mit ihrer Geschichte, ihren Erfahrungen und Fragen. Potentielle Gesprächspartner. Das Ulmer Münster ist mit diesen Zahlen hinter dem Kölner Dom, der Dresdner Frauenkirche und dem Hamburger Michel auf Platz vier unter den Kirchen in Deutschland (Stand 2009).

2. Wer kommt in der Kirche?

Wer kommt in die Kirche? [Bild 5] An diesem Morgen sind es eine französische Familie mit drei Kindern, eine Gruppe von Japaner, die mit dem Reiseführer vor dem berühmten Chorgestühl stehen und nicht das Gestühl ansehen, sondern ihren Reiseführer, ältere Ehepaare, tschechischer Steinmetze, die das Maßwerk begutachten, eine ältere Dame, die den Kerzenständer reinigt und mich eine Gespräch verwickelt. Es sind Flaneure, die en passant vorbeigeschlendern. Es kommen Menschen, die etwas wissen wollen [Bild 6]. Manche, die einfach nur neugierig sind, andere suchen Abwechslung, Stille, die besondere Atmosphäre, den Hauch der Geschichte. Samstags gehen sie nach dem Einkauf auf dem Markt auf einen Sprung in der Kirche. Viele kommen und hören zehn Minuten Orgelmusik. Und manche kommen auch um zu beten. Alle in großer Vielfalt, in unterschiedlichen Milieus, Alter, Bildung und Geschlecht, aus vielen Bundesländern, Nationalitäten, in großer Verschiedenheit der Konfessionen und Religionen. Und nicht wenige sind ganz ohne Konfession und der Besuch der Kirche ist ihr erster Kontakt mit Religion überhaupt.

3. Was suchen die Menschen in der Kirche? Schwellenorte der Transzendenz

Was suchen die Menschen in der Kirche? Es gibt, so meine These, in der Vielfalt an Interessen und Absichten, sofern sie nicht in einem rein historischen Wissen erschöpfen, einen kleinen gemeinsamen Nenner. Das ist eine ausgesprochene oder unausgesprochene Sehnsucht nach Weitung des eigenen Daseins. Die Erfahrung eines größeren Horizonts, der mit gut tut und den ich mir nicht einfach selber geben kann - und den ich der Kirche finde, erlebe und spüre. Diese Sehnsucht nach Weitung meines Daseins, die ich mir selber nicht geben kann, ist noch keine Religion und auch kein Christentum, das vergegenwärtigt wird in seinen Kirchen. Die Kirche ist in dieser Perspektive zunächst nur ein Ort der Begegnung mit Transzendenz, nicht der einzige, aber, blickt man auf die Zahlen in den großen Kirchen, eine ziemlich attraktiver. Die Kirche selber, das Gebäude, ist die Botschaft: „The building is the message“ (McLuhan). Die besondere Atmosphäre in diesen Mauern ist es, was die Besucher

suchen. Ob das schon eine Predigt der Steine ist, wage ich zu bezweifeln. Aber es ist eine Schwelle [Bild 7, Westportal, Schwell und Deutung – Gericht im Torbogen – in einem], ein Ort des Kontakts, der Berührung, der Daseinsweitung. Und wie das mit den Schwellen so ist. Sie lassen vieles offen – ob jemand die Schwelle übertritt und die Erfahrung einer Weitung seines Daseins macht. Und – das wäre ein weiterer Schritt, ob er diese Erfahrung der Weitung auch religiös deutet [Bild 8 Israelfenster, Schwelle und Deutung in einem] und aus dem Besuch der Kirche auch eine Begegnung mit Gott wird.

4. Talk comes first

An diese Schwelle zur Transzendenz führen die Kirchen die Menschen, die sie besuchen. Und die Frage ist, wer ihnen an dieser Schwelle begegnet. Ob es zu **Gesprächen** kommt, die vertiefen und fortführen, was die Kirchen mit ihrer Atmosphäre angestoßen hat. So dass am Ende jemand seine Sehnsucht nach Weitung in den Worten wiederfinden kann, die Thomas, der Zweifler und Skeptiker und Apostel der Moderne gegenüber dem Auferstandenen spricht: „Mein Herr und mein Gott“.

Dazu muss in der Kirche jemand sein, der Gespräche liebt, wie die Frau im Münster. „**Talk comes first**“. Das offene und neugierige Reden mit den Menschen über ihre Sehnsucht nach Daseinsweitung, diesseits der Frage nach ihrer Zugehörigkeit zu einer Religion oder Konfession. Die Kirche ist zunächst und zuerst der Ort freier Religionsgespräche, nicht der Mitgliederwerbung oder Mitgliedersicherung. Aus solchen Gesprächen kann alles Weitere folgen, muss aber nicht. Dafür sollte der Gesprächspartner selber lebendig sein in seinem eigenen Glauben, sich auf die Bewegung des Geistes einlassen, der bei keiner einmal erreichten Gewissheit, keinem festen Stand verharret, sondern immer weiter balanciert, von dem einmal erreichten Bild zum nächsten Bild, das für diesen Augenblick des bestmöglichen Ausdruck Gottes ist.

Das ist das Ausrufezeichen in unserem heutigen Thema: Insofern es Menschen gibt, die mit Geschick, Wissen und Leidenschaft mit den Menschen, die als Passanten, Flaneure, Touristen, Neugierige, Suchende zu tausenden in die Kirchen kommen, **reden** – und diese Reden über das Bauwerk, die Ausstattung, die Geschichte, die eigene Raumerfahrung, die Sehnsucht der Besucher nach einer Weitung ihres Daseins, eine religiöse Deutung und spirituelle Tiefe annehmen kann - so verstehe die Aufgabe der Kirchenführer – dann wird **das Christentum in seinen Kirchen vergegenwärtigt**.

5. Kirchen ist, wo frei über Religion geredet wird

Das Christentum wird in seinen Kirchen im Medium der freien Rede über die christliche Religion vergegenwärtigt – das ist meiner Meinung nach die minimalistische Orientierung, die man als Protestant im Kirchenbau braucht – mehr nicht, aber auch nicht weniger. Ich will Ihnen das in einem brachialen Durchgang durch die Geschichte des Kirchenbaus zeigen



a. Egalitäre Gemeinschaft

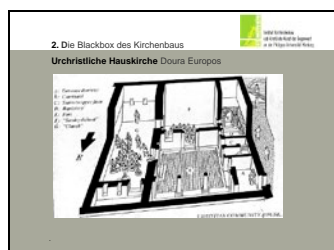
Im Jahr 70 n.Ch. schreibt der Apostel Paulus einen Brief an die christliche Gemeinde in Korinth. In diesem Brief erwähnt er Missbräuche bei der gemeinsamen Feier des Abendmahls und mahnt die Brüder und Schwestern, aufeinander Rücksicht zu nehmen: „Wenn ihr zusammenkommt um zu essen, so wartet aufeinander“ (1. Kor 11, 33). Schließt man vom Missbrauch auf das Ideal, so zeigt sich das Bild einer solidarischen und egalitären Tischgemeinschaft. Die Christen versammeln sich in privaten Häusern um einen Tisch, hören auf mitunter überlange Predigten – ein junger Mann schläft bei der Predigt des Apostel Paulus ein, fällt aus dem Fenster und bricht sich das Genick (Apg 20, 9) – und teilen miteinander Brot und Wein (1. Kor 11, 23-26). Jeder, der sich an einen solchen Abendmahlstisch setzt, isst das Gleiche und ist dabei unter Gleichen: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Knecht noch Freier, hier ist nicht Mann noch Weib“ (Gal 3, 28). Für die antike Gesellschaft ist das alles andere als selbstverständlich. Beim Essen in den vornehmen Häusern wurden die sozialen Rangunterschiede deutlich zur Schau gestellt – nicht nur durch eine hierarchische Liegeordnung beim Mahl, sondern auch durch unterschiedliche Speisen: Fleisch für den Vater und Kartoffeln für die Kinder. Die egalitäre Sozialform der christlichen Mahlgemeinschaft ist kein Zufall. Sie ist das „Schaubjekt der neuen Schöpfung.“¹ Die Rangunterschiede unter den Versammelten sind aufgehoben, weil und insofern sie alle „einer in Christus“ sind (Gal 3, 28).

b. Domus ecclesiae

Die ersten „Kirchen“ waren einfache Versammlungsräume in privaten Häusern auf der Linie der Synagoge. Kirche als ein domus ecclesiae, Versammlungsraum der Gemeinde, die groß genug waren, um eine Gruppe zu bewirten. Der einzige Beleg für eine in diesem Sinn

¹ Ebner, Gruppenidentität, 258.

urchristliche Kirche vor dem Jahr 313, in dem Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion des römischen Reiches erhob, ist in einem Privathaus in Dura Europos am Euphrat, also außerhalb des damaligen römischen Reiches, gefunden worden.²



c. Die Gemeinde als Tempel

Wer Anteil an der Gegenwart Gottes bekommen will, ist in dieser frühen Phase der Entwicklung nicht an ein *bestimmtes* Gebäude gebunden. Gott kann überall und nirgends, „everywhere and nowhere“³, sein. Verlässlich ist er immer da anzutreffen, wo sich eine Gemeinde im Geist Jesu versammelt, die das allerdings an jedem beliebigen Ort tun kann. Paulus bezeichnet daher die versammelte Gemeinde als den neuen Tempel.

Im Jerusalemer Tempel war die Gegenwart Gottes mit meteorologischen Metaphern beschrieben worden. Die Präsenz Gottes im Innern des Tempels soll wie eine Wolke gewesen sein und so dicht, sodass die Priester den Tempel nicht mehr betreten konnten (1. Kön 8, 10–11). Für die urchristliche Gemeinde ist diese „dichte“ Gegenwart Gottes nicht mehr an ein Gebäude gebunden. Gott wohnt „nicht in von Händen erbauten Tempeln“ (Apg 17, 24), **sondern er wohnt in der Gemeinde selber. Die Gemeinde ist „der Tempel Gottes [der] ist heilig, und der seid ihr“ (1. Kor 3, 16).**

Eine egalitäre Gemeinschaft, die nicht an äußere Bauwerke gebunden ist, denn der Tempel ist die Gemeinschaft selber – das ist der Ausgangspunkt. Der terminus a quo:



„Der Sündenfall, der Zielpunkt, der terminus ad quem, ist die Basilika, wie sie in der Kirche Santa Sabina in Reinform erhalten ist. Die Basilika steht für das Christentum als

² Vgl. Beyer, Geheiligte Räume, 23.

³ Sennett, Flesh and Stone, 124.

öffentliche Religion (*cultus publicus*). Mit der Lateranbasilika verhilft Kaiser Konstantin im Jahr 313 dem Christentum zu seinem Eintritt in den öffentlichen Raum der antiken Welt. Die Basilika liefert die Blaupause für alle weiteren Entwicklungen des christlichen Kirchenbaus mit Ausnahmen des zentralen Kuppelbaus in den oströmischen Kirchen. Je nach Einschätzung verbindet sich mit der Basilika der Sündenfall der jungen Christenheit.⁴ Sie betritt mit diesen Bauten die Sphäre einer imperialen Macht, die sie aus guten Gründen hinter sich gelassen hat.



Hagia Sopia

Die Hagia Sophia hat nun mit den verborgenen und zweckdienlichen Versammlungsräumen des Frühchristentums überhaupt nichts mehr zu tun. Auch liturgisch sind die Verschiebungen gewaltig.

Vermutlich würden die Teilnehmer an den sonntäglichen Gottesdienstfeier im Rom des zweiten Jahrhunderts, wie sie der Apologet Justin beschreibt, die Zelebration beim Einzug des Kaisers

und der Kleriker in der Hagia Sophie im sechsten Jahrhundert überhaupt nicht mehr als einen christlichen Gottesdienst wiedererkennen.

d. Die Re-formation

Luthers Rückbezug auf die Anfänge

Luther äußert sich nur gelegentlich zur Bedeutung des Kirchenbaus. Es gibt folglich keine reformatorische Theologie des Kirchenbaus. Die wenigen Äußerungen aus konkretem Anlass finden sich:

- Kirchenpostille von 1522, WA 10/I, 252
- Predigt zur Einweihung der Torgauer Schlosskirche 1544, WA 49, 588

Bei beiden Gelegenheiten knüpft Luther an die Linie der Synagoge, das *domus ecclesiae*, wie sie über das NT vermittelt wird (vgl., Hinweis in der Predigt, dass auch Paulus am Fluss predigt in Philippi (Act 16, 13). Gebäude dienen der Gemeinde wie der Sabbat dem Menschen, so das Thema der Predigt. Äußere Zeichen sind notwendig, aber kein Selbstzweck. Luther ist nicht gegen Kirchen, aber sie müssen dem Evangelium dienen, nicht umgekehrt. So gewinnt Luther eine pragmatische Perspektive auf die vorhandenen

⁴ Vgl. Sennett, *Flesh and Stone*, 142.

Kirchen und den Reichtum ihrer Ausstattung. Sie dienen der Kommunikation des Evangeliums, auch als Gleichnis und Symbol, wie auch die Bilder.

Zur Torgauer Predigt:



- Der Kirchenraum ist bestimmt von der religiösen Kommunikation, die in ihm stattfindet
- Die religiöse Kommunikation ist nicht an bestimmte Räume (nicht Dach oder Kirche) gebunden, aber sie ist räumlich gebunden (Platz unter dem Himmel).
- Für die Kirche sprechen pragmatische Gesichtspunkte der religiösen Kommunikation: Gemeinsamkeit, Öffentlichkeit, Hörbarkeit

e. Rede als Kirchbauprogramm



Otto Bartning und die Rundkirche in Essen

Zum grundlegenden Prinzip der Gestaltung von Kirchen macht in den 1930er Jahren Otto Bartning die Redesituation. Für ihn ist der entscheidende Punkt, dass eine Kirche der religiösen Kommunikation einer Gemeinde eine räumliche Gestalt gibt. Die Redesituation ist die Grundform, aus der sich der Bau einer Kirche heraus spinnt: „Bei liturgischer oder freier Redehandlung auf offenem Feld pflegt sich vor dem Redner oder Liturgen ein Inkreis zu bilden, der frei bleibt.“ Dieser Kreis, der sich beim Gespräch in freier Situation bildet, ist Bartnings Ausgangspunkt. Wenn dieser Inkreis den Grundriss einer Kirche bildet, wie in der Rundkirche in Essen, dann entsteht ein Prozess wechselseitiger Anreicherung: Die religiöse Rede schafft einen Kirchenraum, der die religiöse Rede fördert und stärkt.

II. Das Fragezeichen

Das Christentum wird in seinen Kirchen vergegenwärtigt?

Geht das nicht auch ohne Reden? Kann das Christentum nicht auch in seinen Kirchen vergegenwärtigt werden ohne Worte? Die Kirche wäre dann die Gegenwart des Christlichen, ihre heilige Atmosphäre, die Präsenz Gottes in diesem besonderen, sakralen Raum. Das

Zauberwort ist Atmosphäre, die man in gewaltigen Kirchen wie dem Ulmer Münster ja unbestritten spüren kann. Und deshalb scheint auch die Predigt mit Steinen so viel erfolgreicher zu sein als die Predigt mit Worten. In der Predigt des Raumes spürt man, was die Steine sagen, in den Predigt von der Kanzel bleibt es dagegen nur bei Worten.

Die Kapelle von Peter Zumthor in der Eifel, die Wallfahrtskapelle in Neviges von Gottfried Böhm, das sind attraktive Kirchen, nicht, weil dort so genial gepredigt wird, sondern weil dort eine besondere Architektur zu sehen und in ihr eine einmalige Atmosphäre zu spüren ist. Deshalb gehen die Leute in diese Kirchen, ob das den Theologen nun gefällt oder nicht.



Das multifunktionale Gemeindezentrum dagegen - der innovative Beitrag der Nachkriegsarchitektur zur Geschichte des Kirchbaus dar – ist ein zwar kühnes, aber letztlich ein gescheitertes Experiment. Die theologische Idee war programmatisch auf spezifisch religiöse Kennlichkeit zu verzichten. Das Gemeindezentrum in Baunatal kommt ohne Turm aus, ohne Kreuz, ohne sakrale Anmutung.



Im Hintergrund dieser radikalen Profanierung der multifunktionalen Gemeindezentren steht ein theologisch anspruchsvoller Gedanke: Es gibt zur Säkularisierung des Christentums in der Moderne keine Alternative gibt. Die nicht-religiöse Deutung der christlichen Religion entspringt aus ihrem Innersten. Die Welt Gott(-) los wird,

weil Gott die Welt verlässt. Dietrich Bonhoeffer bringt diesen Gedanke, dass Gott sich gerade so auf die Welt bezieht, dass er aus ihr (am Kreuz) weggeht, auf die einprägsame Formel: „Der Gott, der mit uns ist, ist der Gott, der uns verlässt ist“. Eine Kirche, die sich folglich als Teil der von Gott verlassenen Welt begreift und mitten in der Welt ihre Räume profan gestaltet, bezeugt, dass der Gott, der die Welt verlässt, mit dieser Kirche ist.

Nun scheint das Experiment des Gemeindezentrums weitgehend gescheitert zu sein. Man muss sich nur die Homepage der Baunataler Kirchengemeinde anschauen. Es ist nicht das Gemeindezentrum, sondern die kleine Kirche des Historismus, mit der die beiden Pfarrer für ihre Gemeinde werben: „Schauen Sie mal rein“. Die gotische Stilkopie einer Sakralarchitektur, den Kirchenbau als Verkörperung des Leibes Christi bietet – das Schiff als

Körper, die Apsis als Kopf, das Querschiff als die ausgebreiteten Arme – bietet das, was die meisten Menschen in einer Kirche suchen: **eine numinose Atmosphäre.**

Wird also Gott tatsächlich in den Kirchen selber vergegenwärtigt, in der heiligen Atmosphäre richtiger Kirchen? Und die Protestanten müssen folglich damit leben, dass sie zwar die bessere Theologie vertreten, aber es niemand interessiert und sie in der Abstimmung mit den Füßen kläglich verlieren?

Ich traue da dem protestantischen Prinzip noch einiges zu, vor allem in atmosphärisch dichten Kirchenräumen. Atmosphären sind Gelegenheit zur gemeinsamen Erfahrung und zum gemeinsamen Gespräch. Atmosphären reden nicht aus sich und sind auf kluge und sensible Übersetzungen angewiesen. In diesem Sinne möchte ich Sie ermutigen als Kirchenführer und Kirchenführerinnen daran festzuhalten: Talk comes first.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit